

Geltung gebrachten Aktivität als Musikkritiker, -theoretiker und -ästhetiker verbindet.

Indem die vorliegende Monografie ein umfassendes Werk- sowie ein Brief- und ein Nachlassverzeichnis enthält, bietet sie eine weitgehend perfekte Informationsquelle, die eine empfindliche Lücke der Forschung schließt; vor allem aber präsentiert sie sich als eine gedankenreiche Abhandlung über die Anforderungen, die an eine aktuelle Musikerbiografie derzeit zu stellen sind.

(Juni 2013)

Armfried Edler

*DIETER HABERL: Das Regensburgische Diarium (Intelligenzblatt) als musikhistorische Quelle. Erschließung und Kommentar der Jahrgänge 1760–1810. Regensburg: Stadtarchiv Regensburg 2012. 606 S. (Regensburger Studien. Band 19).*

Mehrere hundert Seiten, gefüllt mit Zeitungsexzerpten aus einem Provinzblatt, Texte und Mitteilungen, die das Wort Musik oder benachbarte Gegenstände beinhalten – zum Lesen ist das nichts. Kleine biografische Bausteine zu mehr als vierzig Komponisten ließen sich aufspüren (S. 20), die nolens volens einmal oder mehrmals in Regensburg vorbeigekommen sind und in zeitüblicher Weise in den Fremdenanzeigen namentlich erwähnt werden. Alles in allem Resultat einer für die Forschung kaum relevanten Sammelleidenschaft – könnte man meinen, sofern man einem Wissenschaftsverständnis folgt, das die Notwendigkeit von umfassender, nicht von ästhetischen Prämissen und Ausschlusskriterien ausgehender Grundlagenforschung und Quellenerhebung abstreitet. Da der Rezensent dies nicht tut, sei anders begonnen: Mehrere hundert Seiten bisher fast vollkommen unbeachteten Materials zur Musikgeschichte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, das weit über den regionalen Horizont hinausreicht, zu allerlei unverbrauchten Fragestellungen einlädt wie auch manche Fragen beantwortet. Fremdenanzeigen, die in vielen Fällen die Reisewege bekannter und unbekannter Musiker zu präzisieren helfen und die darüber hinaus einen kompakten Eindruck vermitteln

von der beträchtlichen Mobilität innerhalb des Berufsstandes, begegnen ebenso auf Schritt und Tritt wie die regelmäßig eingerückten Nachrichten über Taufen, Eheschließungen und Todesfälle, mit deren Hilfe vielfältige Einblicke in die sozialen Strukturen möglich sind. Dass Haberl sich bei der Erfassung nicht auf Musiker im engeren Sinne beschränkt, sondern auch benachbarte Berufsgruppen (etwa Schauspieler, Instrumentenmacher und viele mehr) berücksichtigt, ist insofern erfreulich, als hierdurch ein auf anderem Wege kaum realisierbarer Einblick in die Vielfalt der neben- und miteinander existierenden Tätigkeiten im kulturellen Bereich ermöglicht wird. Neben Konzert- und Theateranzeigen sowie einer Fülle privater Annoncen beanspruchen die seit der Mitte der 1780er Jahre vermehrt eingerückten Händleranzeigen besondere Beachtung. Haberl stapelt zu tief, wenn in der Einleitung (nebenbei bemerkt: sie hinterlässt einen etwas unsortierten Eindruck) lediglich auf die sich zweifelsohne vielfach ergebende Möglichkeit der Datierung von Notendruckten sowie des Nachweises verschollener Ausgaben hinweist. Vielmehr wird deutlich, dass just zu der Zeit, da auch andernorts der (ebenfalls in der Presse dokumentierte) Musikalienhandel vollkommen neue Dimensionen annahm, in Regensburg dieselbe Entwicklung zu konstatieren ist und die großen Verlage beispielsweise in Wien (Artaria, Hoffmeister u. a.), Offenbach (André) und Leipzig (Bureau de Musique) ihr Händlernetz in alle Richtungen auszudehnen trachteten. Die Distributionswege erhalten somit ebenso schärfere Konturen wie die sicherlich nicht nur vermutbaren Präferenzen der Endverbraucher, und die nur ausgesprochen seltenen Pränumerationsaufrufe lassen wiederum auf Unterschiede in den Gepflogenheiten im Vergleich zum nördlichen Reichsgebiet schließen, über deren Ursachen noch nachzudenken wäre; dass hier und da, wie etwa im Falle einiger André-Ausgaben, die frühesten bisher bekannten Anzeigen nun in der Regensburger Presse zu finden sind, nimmt man gerne als „Beifang“ mit.

Zu den diplomatisch erfassten Texten bietet Haberl mehr als 4000 Kommentierungen – Verweise, Richtigstellungen von Druckfehlern

und Fehlschreibungen, biografische Informationen (die manchmal etwas zu ausführlich und wertend geraten sind), bibliografische Nachweise zu den genannten Notendruckten, Textbüchern und dergleichen mehr. Wer jemals vor dem Problem stand, etwa aus den vielfach knapp, unpräzise und oft genug verdruckten Angebotslisten der Musikalienhändler des 18. Jahrhunderts schlau werden zu müssen, wird Haberls Recherchearbeit den ihr gebührenden Respekt zollen. Dass ihm einige wenige Unterlassungen und Versehen bei der Identifikation der angebotenen Notendrucke unterlaufen sind, sei nicht verschwiegen, ohne dadurch den Wert des Ganzen schmälern zu wollen. So wäre bisweilen eine genauere Zuweisung ohne größere Mühe möglich gewesen – etwa bei der Anzeige vom 28.2.1792 (S. 291–292): Wenn es sich (was nicht in Zweifel zu ziehen ist) tatsächlich um Mozarts Preußische Quartette handelt (Anm. 2771), so kann nur die Originalausgabe von Artaria gemeint sein, und somit ist der Verweis auf die Drucke RISM M 6170–6187, die sämtlich nach dem Zeitpunkt der Anzeige erschienen sind, irreführend; überdies legt die Händlergewohnheit der Zeit nahe, dass auch die zuvor genannten Werke (Anm. 2767–2770) aus der Produktion Artarias stammen, was durch einen Blick in das Weinmann-Verzeichnis bestätigt wird. Bei den nachfolgenden kann es sich nur um Einzelnummern aus der Erstausgabe von Mozarts Zauberflöte handeln, erschienen bei Koželuh, von dem im Anschluss auch eigene, wiederum durch den entsprechenden Weinmann-Katalog identifizierbare Werke aufgelistet sind (zu lesen wäre also bei Anm. 2777: K 1537 statt 1537–1579; Anm. 2778: K 1466 statt 1460–1468; Anm. 2279: K 1750 statt 1706–1770). Auch zur Anzeige vom 18.3.1788 (S. 250, Anm. 2362) ist eine exakte Identifizierung möglich, da RISM G 3555 und 3556 auf Ausgaben der unter diesem Namen damals noch nicht existierenden Firma Breitkopf & Härtel verweisen (ein ähnlicher Befund bei Anm. 3412, 3616 und 3649, wo nur jeweils die erste RISM-Angabe zutreffen kann). Einige Informationen vermisst man: S. 326 zur Anzeige vom 3.5.1796 (man fragt sich, ob das angekündigte „musikalische Magazin“ erschienen

ist); S. 328 zur Anzeige vom 12.7.1796 (keine Erläuterung zum Journal „Der biedere Deutsche“ und seinem Herausgeber von Scheeler, dessen Vornamen Carl Ernst Friedrich inkl. Geburtsjahr 1760 im Register zu ergänzen wären); bei Anm. 3414 bzw. 3415 sind RISM H 4563 bzw. M 5913 hinzuzufügen, und bei Anm. 3844 ist auf *Pierre Rode* zu verweisen. Schließlich: Eine Nennung der Verlage in den Anmerkungen wäre ein begrüßenswerter Service gewesen – doch, und dies gilt im Blick auf die erwähnten Kleinigkeiten insgesamt, sollten diejenigen, die mit Freude und Neugier aus dem imposanten Quellenwerk Honig saugen werden, versiert genug sein, um problemlos ermitteln und ergänzen zu können, was für sie von Interesse ist. Das mehr als 9000 Personen sowie Sachbegriffe ausweisende Register ist geradezu vorbildlich angelegt – angesichts seines enormen Umfangs wird man auch hierbei über das eine oder andere kleine Versehen („Holzer, ?“ ist natürlich identisch mit „Holzer, Johann Baptist“; bei „Gurlich, ?“ hätte „siehe Gürrlich“ stehen sollen) umso lieber hinwegsehen, als doch die ungeheuer akribische Identifikationsarbeit alles andere überwiegt.

Natürlich hat dies alles nichts zu tun mit den vielfältigen Versuchen der Standortbestimmung des Fachs Musikwissenschaft – jedenfalls nicht direkt. Dennoch ist eine solche Arbeit als Diskussionsbeitrag zu sehen und zwar, um nur einen Aspekt herauszugreifen, im Sinne eines Bausteins zu einer noch immer nicht zufriedenstellend in Gang gekommenen Rezeptionsforschung; wer will, mag auch nach den beliebten Goldadern suchen und wird fündig werden, wie überhaupt der Fundgrubencharakter nicht im geringsten zu leugnen, ja sogar zu begrüßen ist – nur wäre es kaum angemessen, einen Band wie den vorliegenden damit zu rechtfertigen, dass man ein paar biografische Puzzlesteinchen zu den mehr oder weniger großen Meistern auf-tun kann: Geboten wird in erster Linie ein Blick auf die musikhistorische Gesamtsituation einer Region und eines Zeitraums, ein Befund, der selbstverständlich durch weitere Arbeiten dieser Art und anders gelagerte Untersuchungen zu flankieren wäre. Insofern stellt Haberls Buch weder Selbstzweck und schon gar nicht – die-

sem Vorwurf sehen sich Arbeiten dieser Art leider oft gegenüber – eine unnütze „Datenhuberei“ dar. Sie ist ein wesentlicher Beitrag zu einer notwendigen und lange Zeit vernachlässigten Grundlagenforschung sowie natürlich auch Anregung für ähnliche Projekte, die unserem Fach im Sinne der wünschenswerten Vielfalt der Methoden und Ansätze gut zu Gesicht stehen würden. Übrigens: Der Band ist, wenn auch durch die Verwendung des schweren Kunstdruckpapiers etwas unhandlich, für einen überraschend günstigen Preis zu haben und auch aus diesem Grunde zu empfehlen.

Axel Beer

(Oktober 2013)

*BORIS DE SCHLÖEZER: Alexander Skrjabin auf seinem Weg zum Mysterium. Mit einer Dokumentation der Auseinandersetzung um Leonid Sabanejews Skrjabin-Buch von 1916 sowie einem Essay von Andreas WEHRMEYER. Eingeleitet, hrsg. und aus dem Russischen übersetzt von Ernst KUHN. Berlin: Verlag Ernst Kuhn 2012. 318 S. (studia slavica musicologica. Band 48./Skrjabin-Studien. Band 2.)*

Band 1 der *Skrjabin-Studien* des für quellen nahe Musikwissenschaft verdienstvollsten Ernst Kuhn Verlages war ausgewählten Klavierwerken des Komponisten gewidmet. Der zu besprechende Band 2 hingegen gewährt, wie in der Verlagswerbung zutreffend behauptet wird, eine „begrifflich klare [...] Übersicht über die oft verschwommenen und ins Phantastische gesteigerten Vorstellungen des Komponisten“ und dessen – vor allem im deutschsprachigen Raum – als „Promethische Phantasien“ kolportierten Visionen.

Im Nachkriegsjahr auf Russisch geschrieben und 1923 in Berlin erschienen, wurde Schlöezers *A. Skrjabin* 1975 ins Französische und 1987 ins Englische übersetzt. Das Buch verstand sich als Reaktion auf Leonid Sabanejws seinerzeit lebhaft umstrittenes Skrjabinbuch von 1916, dessen 2. Auflage (Moskau 1923) seit 2006 in deutscher Übersetzung vorliegt; auch diese Übersetzung verdankt die deutschsprachige Leserschaft Ernst Kuhn.

Kuhns angenehm zu lesender Übersetzung de Schlöezers aus dem russischen Original sind aufschlussreiche Briefe, Reden und Stellungnahmen prominenter Zeitgenossen und Mitglieder russischer Skrjabin-Gesellschaften beigegeben, welche Sabanejews Darstellung kritisierten. Eine vielleicht allzu kurz geratene, jedoch lesenswerte historisch-ästhetische Betrachtung von Andreas Wehrmeyer (Erstfassung 2000 im von K. Eberl und W. Ruf herausgegebenen Band *Musikkonzepte – Konzepte der Musikwissenschaft. Bericht über den Internationalen Kongress der Gesellschaft für Musikforschung*) rundet das Buch nebst Verlagsgesamtverzeichnis ab. Der insgesamt anregenden Publikation ist zu wünschen, dass sie zumindest in jeder größeren öffentlichen Musikbibliothek ihren Platz findet – weshalb?

De Schlöezer (Šlěcer), 1881 als Sohn einer belgischen Mutter und eines deutschen Vaters in Russland geboren, später in Westeuropa reüssierend (Prosaübersetzungen de Schlöezers ins Französische sind bis heute auflagenstark, und sein gestaltpsychologisch fundiertes Buch über J. S. Bach wurde in mehrere Sprachen übersetzt), widmet sich dem Denker, Künstler, Mystiker Skrjabin (Kapitel A, S. 7–111). Er kommt ohne Anbiederung aus; Gefahren einer „Verschwägerung“ weicht Schlöezer überzeugend aus, vielmehr hilft er seinen Lesern, gerade noch rational Nachvollziehbares und Abstruses, Einleuchtendes und Fragwürdiges zu sortieren. (Nicht nur profitierte Schlöezer von seinem Freund und Schwager Skrjabin, sondern gewiss auch dieser von Schlöezers klarem Denken und verbalem Ausdrucksvermögen.) Religion und Kunst-Religion, Freiheit und Ekstase, Liebe und Erotik werden thematisiert, Bereiche wie Magie, Tanz und Schönheit rücken dem Leser im Rahmen eines seriösen Denkens näher. Nachbarschaft zur Gedankenwelt eines Plotin, Novalis und Schopenhauer wird allzu pauschal konstatiert, nicht im Detail belegt. Momente der Nähe und Ferne zu Nietzsches *Zarathustra*, Unterschiede von Skrjabins Denken zur „All-Einheit“ v. a. bei Solowjew (Solov'ev) werden gestreift, die Wertschätzung Dostojewskijs wird durch Nennung der Figur des Kirillow ein wenig konkretisiert. Schlöezer